

# Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 23. — Sonntag, den 2. Juni 1929.



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

## Aus der Geschichte Schwarzenbergs.

Von Günther Lenzburg.

Wieder einmal ist Schwarzenberg, die so wundervoll und idyllisch gelegene Perle des Erzgebirges der Mittelpunkt einer bedeutsamen Tagung des Sächsischen Wirtschaftslebens. Der Sächsische Gastwirtsverband hielt daselbst vom 27. bis 31. Mai seine Jahresversammlung ab, mit der, wie berichtet, eine außerordentlich vielseitige und fesselnde Ausstellung für heimische Industrie und Gewerbe verbunden war.

verschiedener Adelsgeschlechter; dann sind sie kurfürstlicher Besitz, den kurfürstliche Kreisämter verwalten.

Unter dem Schutze der Burg entwickelte sich eine bauerliche Siedlung, die schon im 13. Jahrhundert das Stadtrecht erhielt. Im 15. und 16. Jahrhundert blühen hier zahlreiche Gewerbe, die in Verbindung mit der Landwirtschaft in Schwarzenberg und den dazugehörigen Dörfern eine bedeutende



Das alte befestigte Schwarzenberg.

Festlich und würdig hat die Stadt im Schwarzawassertal auch diesmal wieder ihre Gäste empfangen und alle waren begeistert, von den herrlichen Naturschönheiten, die dort sich dem Auge in so reicher Fülle bieten, waren des Lobes voll von der sprichwörtlich gewordenen erzgebirgischen Gastfreundschaft, die hier einem jedem so warmherzig zuteil ward.

Manch treffliches Wort ist bei dieser Tagung gesprochen worden und mehrfach lenkten Reden und Begrüßungsartikel der Presse die Blicke zurück in die interessante Vergangenheit der Bergstadt.

Die Anfänge der Geschichte Schwarzenbergs gruppieren sich um die ums Jahr 1150 als Befestigungsanlage und Herrschaftssitz errichtete Burg Schwarzenberg. Der erste uns urkundlich bezeugte Besitzer von Burg und Herrschaft Schwarzenberg ist Heinrich von Mödlin, der Stiefvater Heinrich des Löwen. Er ist wahrscheinlich auch der Erbauer der Befestigungsanlage, die den damals einzigen Verkehrsweg in dieser Gegend, der den Verkehr zwischen Egerland und Pleißenland vermittelte, sichern sollte. Danach ist Friedrich Barbarossa Schloßherr. Bis 1533 sind Burg und Herrschaft im Besitze

Rolle spielen. Von Bedeutung für die Wirtschaftsgeschichte unserer Stadt waren Bergbau und Eisenindustrie. Denn das Gebiet der Herrschaft war bereits in frühester Zeit besonders auf Zinn und Eisen fündig. Als Sitz der Herrschaft und des Amtes war die Stadt Verwaltungsmittelpunkt eines Bergreviers. Der Abbau auf silberhaltige Erze ließ hier sogar eine Silbermünze entstehen, in der „Dreier und Gröschlein“ geprägt wurden. Die reichen Funde von Eisenstein in unserer Gegend führten zur Errichtung von Hochöfen und zahlreichen Hammerwerken. Während der Bergbau schließlich zum Erliegen kam und die Hämmer um die Mitte des 18. Jahrhunderts sich auf Eisendraht- und Blechwarenfabrikation umstellten, hat die Eisenindustrie durch die 1858 vollendete Bahnverbindung mit dem Zwickauer Kohlenggebiet unserer Zeit und Wirtschaft das Gepräge gegeben. Es entstand so der Industriebezirk Schwarzenberg.

Die alte Stadt war verhältnismäßig klein; sie umfaßte den Raum zwischen Schloß und Markt und oberer und unterer Schloßstraße. Das Gebiet war von einer Stadtmauer umgeben. Einlaß in die Stadt gewährten zwei Tore. Es dauerte

nicht lange, war dieser begrenzte Raum mit Häusern ausgefüllt. Neue Siedler mußten ihr Anwesen außerhalb der Stadtmauer errichten. Auf diese Weise entstanden die sog. Vorstädte. Frühzeitig ist noch ein dritter Bestandteil der Stadt vorhanden, die sog. Vorwerke, die rings auf den Höhen der Stadt verstreut lagen. Nach der letzten Jahrhundertwende gesellte sich zu diesen Stadtteilen noch die Neustadt (unterhalb des Bahnhofes), die Siedelungen am Brückenberg, am Lehnberg (jenseits des Bahnhofes) und am Becherberg (oberhalb der Realschule), sowie die eingemeindeten Dörfer Neuwelt, Sachsenfeld und Wildenau.

Die Stadt ist von Kriegs- und Notzeiten nicht verschont geblieben. Wiederholt mußte sie kriegerische Ueberfälle, Plünderungen, Zerstörungen und grassierende Seuchen erdulden. Am ärgsten wurde die Stadt im 30jährigen Krieg betroffen, der vor allem das Wirtschaftsleben der Stadt auf viele Jahre hinaus schädigte. Nicht weniger als fünfmal wurde die alte Stadt von verheerenden Feuersbrünsten heimgesucht, die die ganze Stadt einäscherten. Der letzte große Stadtbrand war 1824, bei dem nur Schloß und Kirche verschont blieben. Schwarzenberg kann deshalb leider nur wenige alte Bauwerke aufweisen.

Die Kirche wurde in den Jahren 1690—99 gebaut, ist einschiffig, 34 Meter lang, 18 Meter breit und ohne Pfeiler. Bemerkenswert in ihr ist das eiserne Gitter, das den Altarplatz vom Schiff trennt. Es gehört zu den trefflichsten Schmiedearbeiten des Landes. Die alte Kirche, aus der katholischen Zeit stammend, stand beim unteren Tor und wurde 1709 vom Feuer vernichtet.

Das Schloß ruht auf einem Felsen. Das älteste Stück ist der Burgfried, dessen Mauern 3.40 Meter dick sind. Die übrigen Baulichkeiten waren ehemals schindelbedachte Fachwerkbauten. Erst im 16. Jahrhundert ward die Burg stattlicher und festungsähnlicher gebaut. 1709 fiel das Schloß dem großen Stadtbrand zum Opfer. Der Neubau unterschied sich in seinem Grundriß von dem jetzigen nicht wesentlich. Durch Zuschütten des Grabens, der die Burganlage von den übrigen Bürgerhäusern trennte und durch eine Zugbrücke überquert werden konnte, wurde eine Auffahrt von der Stadt her geschaffen. Das Schloß beherbergt heute das Amtsgericht; der Turm eine Reihe Gefängniszellen.

Schloß und Rittergut Sachsenfeld, ehemals ein weit schöneres Anwesen als heute, gehören jetzt der Stadt Schwarzenberg und waren früher ein bedeutsamer Herrnsitz, dem nicht nur die Dörfer Beiersfeld und Sachsenfeld zu eigen waren, sondern dem auch eine Reihe Gerechtigkeiten zustanden. Im Jahre 1722 übernahm das Rittergut der Reichsgraf zu Solms und Tecklenburg und nach dessen Tod sein Sohn Friedrich Ludwig Reichsgraf zu Solms und Tecklenburg, einer der bedeutendsten und beliebtesten Männer Sachsens in jener Zeit. Das Schloßchen war der Verwaltungsmittelpunkt, in dem dieser Reichsgraf als Kreishauptmann des erzgebirgischen Kreises seine überaus segensreiche Tätigkeit ausübte.

## Wie das alte Scheibenerger Schützenhaus abbrannte.

Vor 50 Jahren.

In der Nacht vom 2. zum 3. Juni 1879 — vom 2. zum 3. Pfingstfeiertag —, also vor 50 Jahren, ist das Schützenhaus in Scheibenberg abgebrannt. Der Brand brach nachts 12 Uhr während der Tanzmusik im Dachgeschoß aus und verbreitete sich so schnell über das ganze Gebäude, das die beiden Feuerwehren von Scheibenberg — Freiwillige und Pflichtfeuerwehr — den Brand nicht mehr bekämpfen konnten, sondern sich auf das Ablöschen und auf den Schutz der Nachbargrundstücke beschränken mußten. Diese Wehren waren mit

familien Fahrzeugen und Geräten in kurzer Zeit zur Stelle. Von auswärts kamen zu Hilfe die Feuerwehr von Schlettau mit 2 Spritzen, die Ortsfeuerwehr von Oberscheibe und die Landspritze von Elterlein. Den Absperrdienst und die Bewachung der geretteten Gegenstände hatte die Schützengilde übernommen. Die Löscharbeiten leitete der damalige Feuerwehrkommandant Stadtrat Gustav Kuhlitz mit seinem Stellvertreter, Stadtrat Reinhard Hempel. Durch Mauereinsturz wurden 2 Mitglieder der Freiwilligen Feuerwehr von Scheibenberg, Adolf Grummt und Eduard Remus, verletzt. Die Feuerwehr von Schlettau hatte den Schutz des „Ihle-Gutes“, auf dessen mit Stroh gedeckter Scheune lange Zeit ein dichter Funkenregen niederging, mit Erfolg übernommen. Die Tätigkeit dieser Wehr wurde vom damaligen Branddirektor von Scheibenberg, Bürgermeister Schmidt, lobend hervorgehoben. Die einheimischen Wehren wurden bis anderen Tages vormittags in Anspruch genommen. Der Besitzer des Schützenhauses, Moritz Fränzel, begann nach kurzer Pause mit dem Wiederaufbau des Gebäudes in vergrößertem Umfang, wie es jetzt dasteht. Da die Bauarbeiter damals 12 Stunden und länger täglich arbeiteten, wurde der Bau außerordentlich schnell gefördert. Es konnte bereits am 1. August das Richtfest stattfinden und im Herbst wurde der Neubau schon eingeweiht.

### Mei Schwarzenberg!

Schwarzenberg, wie bist du haamlich,  
Schwarzenberg, wie liegst du schie,  
Tief in Tol, hoch off' en Felsen,  
Zwischen Waldern frisch un grün!

Un drümrüm do rennis Schwarzwasser,  
's läst ganz nahnt an Felsen hie,  
's fällt 'en schwar do fortzekumme,  
Weil's su haamlich, weil's su schie!

Tief in Wasser tut sich spiegeln  
Schloß un Kirch ganz altersgraa,  
Schwarzenberg, su schie sieht niemand,  
Kast's gelaam, nár du elaa!

In de Fenster off 'en Schloß uhm  
Fällt dr letzte Sunnestrohl,  
Na in Wasser sieht mern blißen,  
Ohmdgeleit, dos klingt ins Tol. — —

Un 's Schwarzwasser muß nu wetter,  
Lustig klingt in Tol de Saag,  
Munter hár iechs Wasser plantschern:  
„Behüt dich Gott, weit is mei Waag!“

Un iech seh mieh off en Staa hie,  
Leg men Kopp ins waache Mus,  
Traam un traam, — — de Baam die rauschen,  
Bugeln sänge — klaa un gruß!

Alter Zeiten tu iech denken,  
Wu viel Wald un alles wild — —,  
Ritter sah iech uhm in Schloßhuf, —  
Glänzen sah iech Spieß un Schild.

Lang, schu lang sei is dos Volk fort,  
Druhm zum Schloß kam Stadt un Kirch,  
Schwarzenberg, du bist bekannt heit  
Als de Parl vun Urzberg!

Roogt an Leib un Seel a Kranket,  
Hilft drfür taa Dokter meh',  
Namm ne Stacken, schnür dei Bündel,  
Kumm ze uns raus off dr Höh'!

Wu de hie sollst, willst de wissen?  
Kumm nár raus off unre Barg,  
Kaane Lust is in de Walder,  
Grüß dich Gott in Schwarzenberg!

Curt Rambach.

# Mooch'n Feierohnd



## Dr wilde Bar.

Von Laura Herberger, Buchholz.

„Ludwig“, saht dr Pafz'l'r Emil, dar off e paar Toog zu fänn Schwoog'r ze Besuch kumme war, „weßte, wuhie iech garn emool gieng? Zun Lann'rt Paul; dos war mei Schulkamerad un mir hohm imm'r gruße Stick off enann'r gehalt'n. Biste erw'rsand'n?“

„Worim däh nett,“ mahnet dodrauf dr Schweiz'r Ludwig, „e Shtund weit hohm mr obr do ze laaf'n! Na, wenn mr obr aahmol dort sei, do namme mr dänn Schulfreund miet un ginne oah dos Shtick noch bis zun wild'n Bar'n. Dann Wirt mußte kenne lerne; do kimmste aus'n Lach'n nett raus. Dar hoht e setts groß Geschick, Geschicht'n ze drfind'n, doß mir wirklich denkt, 'r hätt' dos alles selber drlabbt. Dr Krüg'r Fardenand is weit un brat bekannt.“

Dr Schulkamerad gieng ganz garn miet zu dann schpaßing Wirt. Se muß't'n obr zelegt noch tüchtig flott laafen, doß je ne Bar'n dreicht'n; dänn 's war e Gewitt'r in Azuug. Do is arsch't noochmittig in dr dritt'n Shtund war, war'n die dreie de anzing Gäst'. Dr Wirt bedienet salb'r un wie'r dos beschstellte Bier off'n Tiesch geschstellt hat, sezet 'r siech gemütlich miet hieh un saht: „Na, meine Harn, weil Se nár in's Trockene sih'n; iech kah an e Gewitt'r gedent'n! Iech war e Gung vun e vierze Gahr'n; do saht mei Mutter emol zu mittig zu mir: Gung, heit is schieh drauß'n, do tregst de dann Reg'n-schirm, dann iech von Bett'r in dr Wief' (Wies) geborgt hob, wied'r müß'r. Sog nár, iech lieh mich ah schieh bedank'n.“

„Nu“, saht ich dodrauf zr Mutter, „do wickeln nár zamm un bind e fest's Papier drimm, doß 'r nett esu wedelt, wänn ich drmiet shtock.“ De Mutter drfiller männ Wunsch un nu shtieflet iech lus. 's war e tichtiger Wag von dr Sehm' bis zr Wief'. Wie iech esu e halbe Shtund geloff'n war, imzug sich eff amol dr Himmel un 's dauret nett lang, do schoss'n de Blich nieder un mit laut'n Krach'n folget dr Donner drauf. Nochart obr kam e gewaltig'r Plazreg'n; meine Harn, Se warns nett gelab'n woll'n, denk'n Se ebber, iech hätt' dann Schirm aufgewickelt un aufgeschpannt? Kah Gedank! Iech lieh dos ganze viele Wass'r ib'r miech wag gieß'n un wie ich ne Bett'r sei Haus dreicht hat, lief mr 's Wasser zun Rock-armeln raus.

„Bett'r, ihe kimmt e gebad'te Maus“ saht iech. „Nu, was tregste däh do in dr Hand?“ freget dr Bett'r.

„Dos is dr Reg'n-schirm, dann de dr Mutter geborgt hast, je läßt siech ah schieh bedank'n,“ gob iech zr Antwort.

„Nu du dummer Gung, dann kunnste doch aufmach'n!“

„Ja, Bett'r“ saht iech, „do wär doch dr Schirm naß wur'n!“ Do lachet dr Bett'r gerod naus un tippset mit fänn Fingern e paarmol off mei Shtirn. — Die drei Gäst' lacheten tichtig un wenn dr Pafz'l'r Emil nett heit wieder fortgemußt hätt', do wär'n se garn noch länger geblieb'n. Dos Geschichtel, wos ne dr Krüg'r Fardenand zun Best'n gab'n hat, war ausnahmsweil' wirklich emol wahr, obr dr Fardenand hätt' sie kánne noch e manche „Quint“ aus'n Armel schütt'ln.

Emol obr hatt'r doch fänn Maah gesund'n, dar ne noch ib'troft; dr Fardenand hat gehärt, doß e fremd'r Mol'r sich off e paar Woch'n in dann Dorf, zu dann sei Wirtshaus' gehäret, nied'rgeloff'n hätt'; dann Mol'r wollt 'r emol auffuch'n, un wie 'r ne gesund'n hatt', saht 'r zune: „Wievil würden Sie wuhl v'rlange, wenn Sie mir off mei Schild übr dr Haustir änn racht'n schinn Eisbar mol'n wirn, dar de Gäst' drfreiet un mir viel Kundschaft brächt?“

Dr Moler v'rlanget 20 Mark. Dodrauf saht dr Farden-

and: „Ihr Kollege wollt mir änn fett'n Bar nár für zah' Markt mol'n.“

„Junn“, freget dr Mol'r, „was für ein Bär soll es denn sein, ein wilder oder ein zahmer?“ Dr Wirt: „E wilder!“ Dr Mol'r: „Mit Kette oder ohne Kette?“ Dr Wirt: „Uohne Keet!“ „Nun gut, so will ich Ihnen auch einen wilden Bär ohne Kette für zehn Mark malen“, saht dr Mol'r.

Nicht Tog drauf war ib'r dr Eigangstir zun Wirtshaus'el e groß'r Holzrahme ahgebracht un in dann sog mr off schwarz'n Grund änn prächtig Eisbar, dar de ganze Imgeg'nd zr Bewunn'ring hieriñ.

Nach kurz'r Zeit obr brooch ib'r dos Dorf e furchtbarer Gewitt'r'schturm rei un dos war ah noch in dr Nacht. Dos Gewitter bracht am End noch änn gewaltig Plazreg'n mit sich, dar sehr lang in dr Nacht abhielt. Ne ann'r'n Mor'gn, als dr Fardenand seine Fanz'l'reed'n aufmachtet, gucket 'r mit bejergt'n Blick off sei Schild. War obr beschrääbt fänn Schrack; dr Bar war v'rschwund'n!

Auß'r sich eilet 'r zun Moler un drzehlet, doß dr Eisbar von fänn Schild v'rschwund'n wär. Do saht dr Mol'r mit dr arnstesten Miene von dr Balt: „Haben Sie einen wilden oder einen zahmen Bären bei mir bestellt und mit oder ohne Kette?“ Dr Wirt gob zr Antwort: „Wenn wilden Bar ohne Keet.“ „Ja,“ saht dodrauf dr Mol'r mit darsalb'n arnst'n Miene; „wie können Sie aber nur denken, daß ein wilder Bär bei einem solchen Wetter, wie in der letzten Nacht, der nicht angekettet ist, ruhig auf seiner Stelle liegen bleibt? Der hat natürlich Unterschlupf gesucht.“

Dr Fardenand dacht bei sich: Dar ib'rtrifft miech noch. Dr Mol'r wollt obr noch e Geschäft draus schlog'n un v'rschproch, änn Bar an ähner Keet ze mol'n, dar nett weich'n noch wanf'n wir, möcht's esuviel reg'ne un shtürme, wie's wollt. Obr unn'r zwanzig Mark kánn't 'r dann Bar nett mol'n.

Dr Wirt machet gute Miene; dänn die leere Holztafel kunn't'r doch nett ib'r sein'r Haustir hänge lass'n un zohlet dos Gewünschte. Dos neie Schild hielt wirklich allen Watt'r stand; dänn dos war mit Delfarb'n gemolt; zun arsch't'n war'n aber nár Wasserfarb'n v'wend't wor'n.

## Des v'rharte Hefenknedl.

Von Franz Bog, Böhmisches-Hammer.

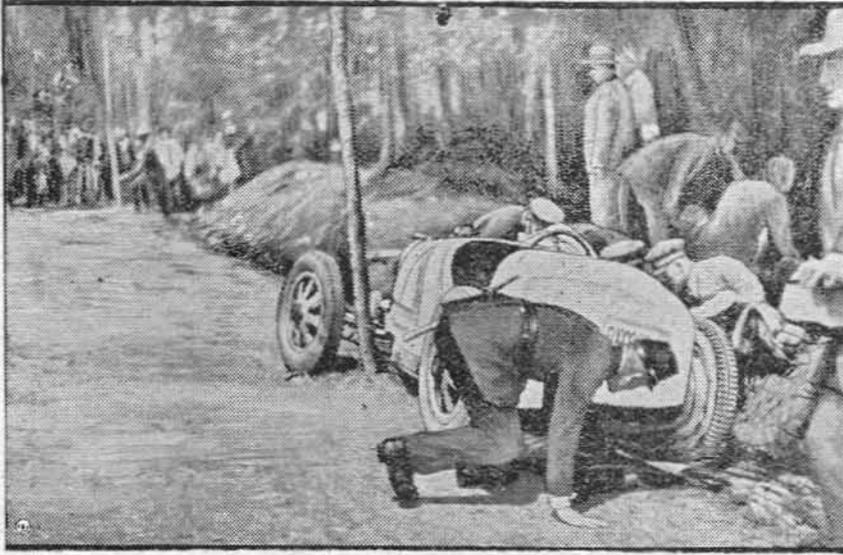
Wie mr noch sette biese, ugerachte, hutuische Boss'n war'n, die niemols wos rechts agab'n hohm, do bie ich amol an enn Sonnohnd ohmst ausgerickt off dr Mad'ngagd. Unnerwags trof ich noch enn Hopsa Roman un noch zwä sette nischtwürdige Fink'n, die immer bei jeder Hez drbei war'n. Nu sei mr halt a weiter ringeftrawenzt un hohm gespekuliert, wann mr heit en rachten grußen Hu atue soll'n.

„Weßte, Franz“, saht dr Roman, „ihe gieh' mr erscht emol gucken, ich weß' schie, wu wos rechts schiehs ze gucken gieht,“ un sei mr halt a lusgezuhng un dos se uns nett sahe sollten, sei mr hinner de heiser waggange, bis mr an Rajterhaus komme, nochart sei mr hint'n in Garten no un hohms Tirl ogehüb'n, doß mr lechter raus un rei kunnten. Wie mr do zen Fanster neigucken, sah' mr, doß de Fraa Hef'nknödl bad'n tut. Do hohm'r in aller Still ä bissel aufgepaßt, wos die Fraa mit ihr'n Hef'nknödl'n ahhängt.

Wenn allemol ens fertig war, hotjes in Haus nausgetrohg; nochart hotje wieder auf'n Tisch en Täg zamgericht un hots in Ruch'ndeckl neigequetscht, Povidl draufgeschmiert un wieder zeracht gestellt zen baden. Off amol machet dr Hopsa-Roman in Haus nei un machet von dr Tir aus, die off'n stand, off uns e lange Nos. Nochart schleichet'r hinner dare Fraa zr Usenbank, drwischet dos Hef'nknödel mit dann Povidl un kam drmiet zu uns in Garten.

Es dauret a nett lang, fing de Fraa ze suchen ah, nooch ihr'n Povidlknödl. Bei dann Such'n isse immer heftiger wurn, wie ä Wiesele isse in dare Stub hie un har gerannt, inzwischen hohm mir Boss'n dos Hef'nknödl mit dr Povidl'seit von außen an Fanster nahgeklabt un kloppeten fest an Fanster. Nu hätt'r aber dare Fraa ihr Gesicht sahe solln, wie se su dos Hef'nknödl mitsamt dann Povidl ann Fanster klavn gefahe hot.

Die Fraa ward gedacht hohm, dos sei de leibhaftig'n Teifeln, weilse ihr Hef'nknödl vor dr Usenbank bis an Gartenfanster gehagt hatten.



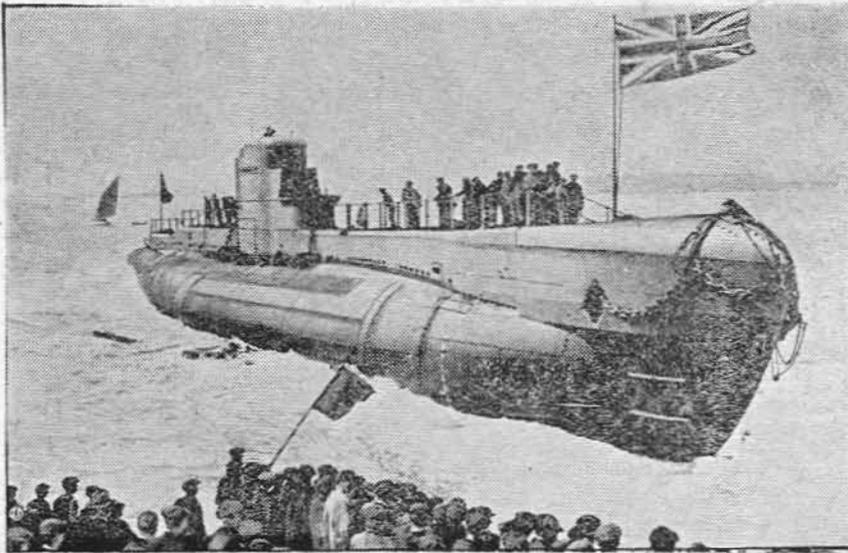
**Ein Rennauto mährt Zuschauer nieder.**

Bei dem Internationalen Bergrennen am Lückendorfer Paß in der Nähe von Zittau ereignete sich, wie schon berichtet, ein entsetzliches Unglück. Der Wagen des tschechischen Rekordfahrers Mahla-Mordhenstern kam kurz vor einer Kurve in einem ungefähren Tempo von 130 Klm. ins Schleudern und saug, nachdem er einen Chauffeebaum umgerissen hatte, in die Zuschauermassen. 15 Zuschauer wurden niedergerissen, von denen 3 sofort tot waren, 12 erlitten schwere Verletzungen. Der Fahrer blieb unverletzt. Das Rennen wurde sofort abgebrochen. Unser Bild zeigt die Unfallstelle mit dem Unglücksauto.



**Wirbelsturm über dem Unterelbegebiet.**

Ein Unwetter, wie es seit Jahren nicht zu verzeichnen war, hat die Gegend von Bremervörde, Hollenstedt und Hesthausen heimgesucht. Durch eine Windhose wurden in Elstorf 23 Häuser abgedeckt und zum Teil wie Kartenhäuser durcheinandergeworfen. Mannsharte Bäume und Telegraphenstangen wurden wie Streichhölzer geknickt. Unser Bild zeigt eines der zerstörten Gehöfte.



**Aus dem „friedliebenden“ Albion.**

In England wurde vor kurzem das neueste Boot der P-Klasse der englischen Unterseeboote, das den Namen „Perseus“ trägt, vom Stapel gelassen. Das Unterseeboot gehört zu den kampftüchtigsten und besteingerichteten seiner Art.

**Habib-Allah Triumphator.**

Der afghanische Räuberführer, Batscha i Sakao, der sich bekanntlich den Namen Habib-Allah beigelegt hat, hat seine Herrschaft in Afghanistan nunmehr endgültig gefestigt. Aman-Allah ist, wie bereits berichtet, auf englisches Gebiet geflohen u. begibt sich jetzt nach Europa. In der Entscheidungsschlacht, zu der Habib-Allah mit einer starken Armee aufmarschiert war, hatte Aman-Allah eine vernichtende Niederlage erlitten. Habib-Allah hat seinen Erfolg nicht zuletzt rücksichtslosen Rekrutenaushebungen zu verdanken, die er in Kabul für seine Armee vorgenommen hatte. Unser Bild zeigt eine Gruppe solcher Rekruten auf dem Marsch durch die Straßen der Hauptstadt.



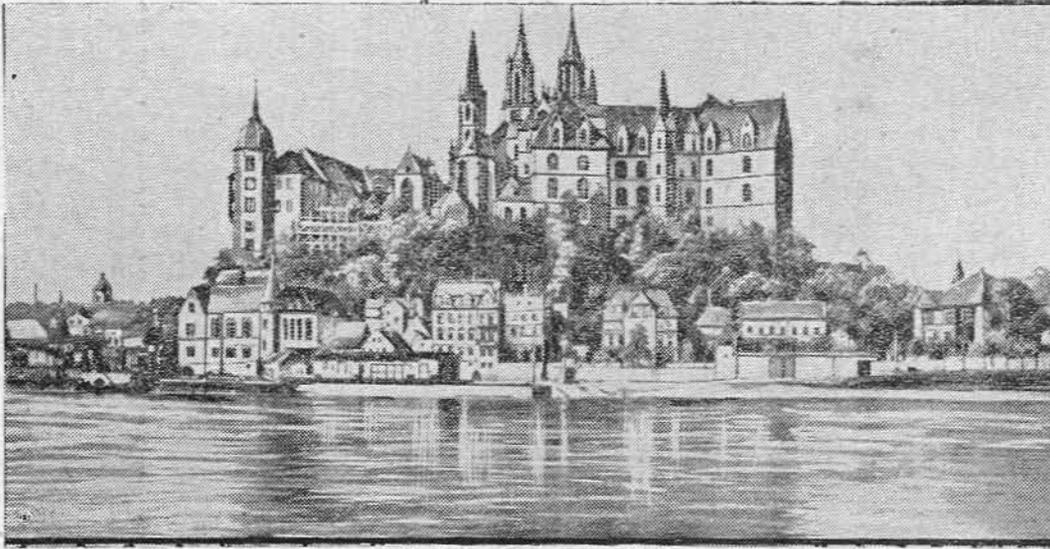


## Illustrierte Wochenbeilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

### Das tausendjährige Meissen.

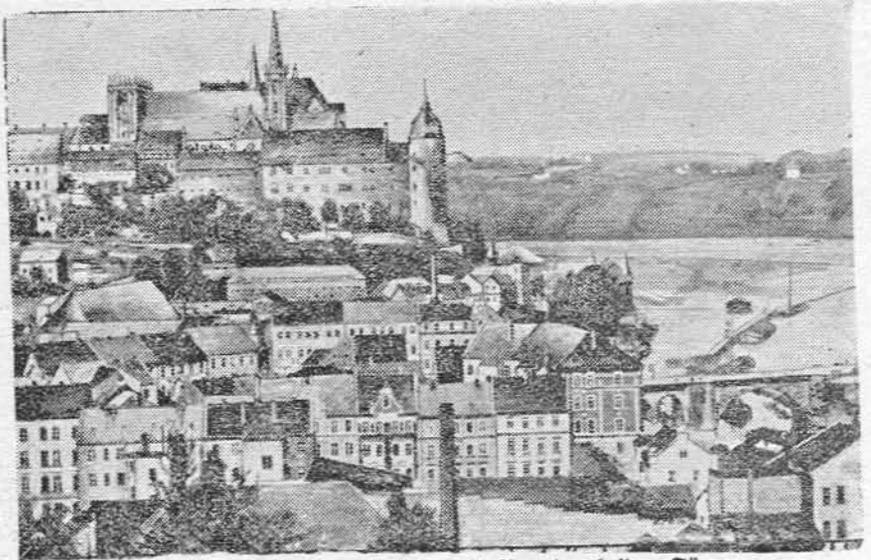
Mit dem Namen der sächsischen Stadt Meissen verbinden sich zwei Begriffe: Der der berühmten Porzellan-Manufaktur und der Albrechtsburg. Eine der ältesten Städte Sachsens — sie kann ihre Tausendjahrfeier Anfang Juni d. J. begehen — wuchs sie als weit in das slawische Gebiet hineingeschobener Vorort des Deutschtums rasch empor. Das Bistum Meissen wurde im Jahre 968 errichtet, nachdem kurz zuvor die Markgrafschaft Meissen gegründet worden war. Markgraf Friedrich der Streitbare von Meissen erhielt 1463 als Lehen das Herzogtum Sachsen-Wittenberg; nachdem er den Kurfürstentum verliehen bekommen hatte, ging der Name Sachsen dann auf alle Besitzungen der Wettiner über. Luther legte seiner Bibelübersetzung das Deutsch der kursächsischen Kanzlei zugrunde, wie es in der Meißener Gegend gesprochen wurde, und schuf damit unsere Schriftsprache. Sowohl im Dreißigjährigen, wie im Siebenjährigen



Die Albrechtsburg in Meissen.

Krieg sah Meissen fremde Truppen in seinen Mauern. Die Albrechtsburg wurde 1471 bis 1485 von den beiden Brüdern Ernst und Albrecht erbaut, und zwar aus den Erträgen der Schneeberger Silbergruben nach den Plänen des „Meisters Arnold aus Westfalen“. Die Lösung des Grundrisses berücksichtigt sowohl die Unregelmäßigkeiten des Berghanges, die Verteidigungsmöglichkeiten, wie auch die Lage und den Blick ins Elbtal und die Trennung der beiden Haushalte der Brüder. Dehio

sagt in seiner Geschichte der deutschen Kunst über die Burg: „Die Albrechtsburg ist das erste Schloß in Deutschland, das sich von den Bedingungen des festen Hauses losrennt, um einen für einen großen Landesherrn würdigen und bequemen Wohnsitz zu schaffen. Zugleich ist sie einer der frühesten unter jenen Bauten, die nicht im Reichtum an Einzelheiten, sondern in der Größe der deutlich vor Augen geführten Verhältnisse die Aufgabe der Kunst sehen: zwar kein in sich vollendetes Bauwerk, aber eines der kunstgeschichtlich merkwürdigsten der nach Neuem ringenden Zeit.“ In den Jahren 1710 bis 1864 war die Burg der Porzellan-Manufaktur eingeräumt. Von 1873 bis 1882 wurde dann eine gründliche Wiederherstellung durchgeführt, wobei das Innere mit Bildern aus der Geschichte der Burg und ihrer Herren ausgeschmückt wurde. Meissen ist eines der schönsten Städtebilder Deutschlands und wird jährlich von vielen tausenden Fremden besucht. Am die Mitte des 13. Jahrhunderts wurde mit dem Bau des Meißener Doms begonnen. Ueber zwei Jahrhunderte hat man daran gearbeitet; die ursprüngliche Idee wurde infolgedessen vielfach abgeändert, und man kann die Stilphasen bis zur spätesten Gotik an diesem einen Bauwerk verfolgen. Die ursprüngliche Anlage war als einfache kreuzförmige Basilika geplant mit Haupteingang im Westen. Das Langhaus ist frei in den Hof hineingebaut, so daß auch heute noch die Fassade dem Ankömmling als erstes in die Augen springt. Die beiden Türme brannten im 16. Jahrhundert ab und wurden in den Jahren 1902—1912 neu errichtet.



Der Dom zur Zeit vor dem Aufbau der beiden Türme.

etwas einzigartig Schönes, zum Anziehendsten in deutschen Landen gehörig. Und wie eine Königin empfängt den Wanderer am Ende des Tales Alt-Heidelberg, die Feine. Dieses schöne Neckartal von Heilbronn bis Heidelberg, eines der anziehendsten Wald- und Gebirgstäler Deutschlands, etwas Geschlossenes und Eigenes, hebt sich von dem mannigfaltig gegliederten, reich ausgeschlossenen schwäbischen Neckarland ab. Für heute wollen wir in Heilbronn die Wanderung schließen, wollen noch einmal rückwärts die Blicke richten und wollen uns von irgend einem der seligen Hügel des schwäbischen Neckarlandes

im Lied den herzswarmen Atem des Landes entgegnetragen lassen:

Kennst ihr das Land in deutschen Gauen,  
Das schönste dort am Neckarstrand?  
Die grünen Rebenhügel schauen  
Ins Tal von hoher Felsenwand.  
Es ist das Land, das mich gebär,  
Wo meiner Väter Wiege stand.  
Drum sing ich heut und immerdar  
Das schöne Schwaben ist mein Heimatland.

## Von der württembergischen Landeshauptstadt / Von Hans Reyhing

Stuttgart, die Hauptstadt des Schwabenlandes, ist die schönst gelegene deutsche Großstadt und eben durch ihre Lage eine der schönsten und reizvollsten Städte überhaupt.

Wie man in vergangenen Jahrhunderten durch enge Tore in die Städte eintrat, so fährt man heute noch von allen Seiten her durch dunkle Torsschlünde nach Stuttgart hinein — es sind die Tunnel-tore der Eisenbahn, die den Reisenden aufnehmen und ihm Einlaß gewähren in den schönen, großen, weiten Talkessel von Stuttgart.

Das Tal des kleinen und unscheinbaren Neesenbachs, der aus den Keuperbergen hinter Stuttgart kommt und nach kaum einer Stunde

Lauf — heute fast in der ganzen Länge nur noch ein unterirdischer Kanal — in den Neckar fließt, erfährt hier eine ungewöhnliche Weitung und Ausbuchtung, und der fast kreisrunde Bergkranz, der dem Neckar zu wohl tief heruntersteigt, aber nur eine verhältnismäßig enge Einlaßpforte bietet, schafft der Stadt Stuttgart die einzigartig schöne Lage. Dicht ausgefüllt vom Häusermeer ist der Talkessel, an allen Hängen ringsumher klettern Häuser und Straßen bergan, und die Glücklichen, die an den Hängen wohnen und denen der freie Ausblick nicht verbaut ist, haben immer einen großen Auschnitt des schönen Stadtbildes vor sich, überall über dem Häusergewirr einen freundlichen grünen Kranz von Wald und Gärten, die sich oben auf der Kammlinie des Bergkranzes noch Atemfreiheit gesichert haben, und auch an den Hängen weiter unten grünen und blühen noch köstliche Gärten, und da und dort bricht grünes Baum- und Buschgewächs zwischen den starren, oft drückenden Backsteinungetümen der Häuser hervor, um in ihrer Blüten- und Fruchtfülle die starken Wahrzeichen dieses fruchtbaren Bodens ins Licht zu tragen und die Wimpel der untergehenden Gärtner- und Weingärtnerherrlichkeit im Großstadt- und Maschinenzeitalter noch zu hissen.

Es ist ein besonderes Vergnügen, auf den Hangstraßen sich zu ergehen oder ganz oben auf den Bergen die Stadt zu umschreiten und an dem entzückenden Bilde sich zu weiden.

Welche Gegensätze! Und welch ungewöhnliches Zusammen-treffen! Da zieht sich die letzte Häuserzeile der Großstadt hin. Ihre Bewohner stehen drunten im überfüllten Talkessel der Stadt im engmaschigen Netz der modernen Arbeit. Neben den Häusern selbst aber beginnt der grüne Wald mit seinen Vogelstimmen und seinem Blätter-rauschen, seinen ragenden Bäumen und dem frischen Hauch seiner Blätter, mit seinen Pflanzen und seinen Sträuchern, mit seinem Schatten und seiner Stille, mit seinem Auf und Ab der Keuperlandberge und seinen verschlungenen Wegen und Straßen, mit seinen tiefen Klüften und seinen raumenden Bächen, und da und dort in dem allerdings vielbegangenen und -besuchten Wald findet man auch noch eine Stelle, wo sich das Waldgeheimnis ahnen läßt.

Dort, fast dicht am Waldbrand, hoch über der Stadt, liegt ein Bahnhof, der Westbahnhof. Er gewährt vielleicht den schönsten Blick. Ueber das Häusermeer der Stadt, über die Gärten und Landhäuser und Hänge hinweg gleitet das Auge hinaus ins Neckartal, und ferne

Bergzüge des Hügellandes treten noch ins Bild herein, das hier von unerwarteter Größe ist. Die elektrische Straßenbahn läßt alle paar Minuten Scharen von Menschen aus, die mit der Eisenbahn weiter-fahren oder die Hangregionen der Gärten und den Wald aufsuchen wollen. Treppen und Fußsteige, hier und überall an den Hängen rings umher, führen neben den Straßen zur Höhe. Sonnen- und lichtungstrig, nervös und krank vor Heimweh nach der Natur entsteigen die Menschen der drückenden Stadtmenge, dem Kontor und dem Fabrik-saal, der Schulstube und den eingengten Häusern, ein immerwähren-des Strömen aus der Gefangenschaft großstädtischen Lebens zur Frei-

heit und Weite der Natur, ein Gleichnis der unumbringlichen Seh-nucht des Menschen nach dem besseren Land seiner Träume, ein Bild auch seiner nie rastenden Wanderschaft dahin.

Raum mag sich der Reisende von dem schönen und großen Bilde trennen und in die Bahn steigen. Doch auch die Bahnfahrt von hier oben ist eine köstliche Sache, sei es, daß man stadtwärts fährt, am Hang entlang zwischen grünenden oder blühenden Gärten hindurch an schönen Land-häusern vorüber und immer wieder in Tunneln untertauchend, in weitbogigem, scharfem Abstieg dem Haupt-bahnhof im Talkessel

zu, oder von Stuttgart weg den nahen Fildern und dem Gäu oder schließlich fernem Zielen der Schweiz zu. Kaum hat der Bahnhof den Zug entlassen, kaum sind die letzten Häuser dieser Stadt von Hunderttausenden dem Blick entchwunden, so ist der Zug schon eingetaucht in tiefen Wald, durchfährt hier einen Tunnel, überschreitet dort eine Klinge, gewährt aber durch Waldlichtungen hindurch immer wieder Blicke ins Tal hinunter auf die Stadt. Es ist eine Fahrt mit allen Reizen und Ueberraschungen einer Gebirgsbahn, und wenn die Aeste und Zweige der Waldbäume schier die Wagenfenster streifen, fragt man sich erstaunt, ob es denn sein kann, daß man eigentlich noch in der Atemnähe einer Großstadt von über 300 000 Menschen, ihrem Jagen und Rennen, ihrem Maschinenröhnen und ihrer Unrast ist.

Wenn man aber von oben die alle Hänge überflutende und auch die letzten Gärten und Weinberge verdrängende Stadt betrachtet, steigt unwillkürlich der Gedanke auf, wie es ehemals noch unvergleichlich viel schöner gewesen sein mochte, als die Stadt nur eben einen kleinen Teil des Talkesselbodens füllte.

Ein einsiedelmäßiger Stutengarten und Hof sei vor vielen Jahrhunderten der Zellkern dieser groß gewordenen Siedlung gewesen, will die Sage wissen, den Namen der Stadt usbedeutend. Die Grafen- und Herzogsstadt Stuttgart war ein kleines, allerdings wohlbesichertes Städtchen, dem das Grafen- und spätere Herzogs-schloß eine fühne und starke Wehr war. Weit noch dehnten sich die Gärten und Wiesen im Tal, frei standen ihnen noch alle Hänge, und in unvergleichlicher Schönheit und Fülle grünten und blühten die Hänge jahrhundertlang zusammen — ein Paradies. Hell klangen die Sensen, fleißig klappten die Rebscheren, unermüdet gingen die Buttenträger, und lustig flogen die herbstlichen Rufe der Winzer vom



Dorf am mittleren Neckar

Julig Hollenberg

Berg ins Tal. Fische und Hasen sagten sich recht nahe der Stadt in Gärten und Weinbergen gute Nacht, und mancher Stuttgarter Weingärtner und Bauer nahm in alter Zeit sein Schießzeug mit hinaus, um sich ein Brätlein zu erlegen. Die Berge und Hänge, die Klingen und Wälder waren voller Geheimnisse, Sagen und Mären von Burgfräulein und Burgherren, die auf ihren Burgen rings um Stuttgart saßen, vom Silberglöcklein und vom ewigen Licht auf Weißenburg, für Verirrte gestiftet, von der Sünderhalbe und Fehthalbe, wo ungesühnt Schuld und Verbrechen lasten, von ernsten Sühnesteinen und geheimnisvollen Brunnen.

Auch als sich die Stadt mächtig vergrößerte, als das seine Lusthaus, jenes vielbesprochene und weit bekannte alte Stuttgarter Theater und die Bauten des Herzogs Karl, die in ganz Deutschland bekannte Hohe Karlschule, auf der Schiller heranwuchs, und das neue Schloß dazukamen, war Stuttgart noch eine bescheidene Stadt. Sie war es noch, als sich Schiller durch ihre Tore hinaus auf die Flucht machte und als Ludwig Uhland, ein gewissenhafter Landtagsbote, in der Postkutsche von den Filbern herunter kam, sie war es noch, als sie den jungen und hoffnungsvollen Wilhelm Hauff vor 100 Jahren hier zur ewigen Ruhe betteten und auch noch, als Hermann Kurz in den Jahren um 48 den freisinnigen „Beobachter“ leitete, als Eduard Mörike hier „Frauenzimmerlektionen“ hielt und am Katharinenstift lehrte und als er sein wunderbares Märlein vom Stuttgarter Hühelmännlein schrieb.

Seine einzigartige Lage hat Stuttgart gemein mit vielen schwäbischen Dörfern hinter den Bergen, jenen traumhaft umwobenen, reizenden, oft etwas eigenbrüteligen Nestern, da und dort versteckt in der schwäbischen Reuperhügellandschaft. So mochte es kommen, daß auch dem Stuttgarter etwas Eigenbrüteliges, Kleinstädtisches und Kleinbürgerliches anhaftete, daß er lange Zeit seine Welt für sich haben wollte, so ein klein bißchen Kirchturmsgeist vielleicht. Aber was wollte das besagen? Verband sich doch mit diesen Eigenschaften, die nur die Schalen eines wertvollen Kernes waren, Besinnlichkeit und Gründlichkeit, Hang zum Sinnieren und Grübeln, Lust am Fabulieren und scharfes Denken. Stuttgart steht heute beliebt und groß im Kreise der deutschen Hauptstädte, und das deutsche Geistesleben ist ohne Stuttgart und seine großen Namen gar nicht zu denken. Was

für Schwaben im allgemeinen gilt, das hat für Stuttgart im besonderen eine Gültigkeit:

Der Schiller und der Hegel,  
Der Uhland und der Hauff,  
Die sind bei uns die Regel,  
Das fällt uns gar nicht auf.

Und drunten in den schönen Stuttgarter Anlagen ist durch ein Denkmal verewigt, wie Graf Eberhard im Bart im Schoß eines Hirten schläft.

„Daß in Wäldern noch so groß  
Ich mein Haupt kann kühnlich legen  
Jedem Untertan in Schoß“ —

so erzählt das Gedicht Justinus Kerners von jenem denkwürdigen Reichstag zu Worms, da das Württembergische Land und sein Fürst von des Reiches Fürsten gefeiert wurden:

Graf im Bart, Ihr seid der reichste,  
Euer Land trägt Edelstein.

Dieser Edelstein ist die schwäbische Treue und Verlässlichkeit.

Auch der Stuttgarter von heute und der Stuttgarter Lebenskreis haben als unverwischbaren Grundton und geistige Luft die Freude und Aufgeschlossenheit an ihrer schönen Heimat, etwas Sinnieriges, Grüblerisches und Eigenbrüteliges auch, wie es in den geschlossenen Heimatkreisen hinter den Bergen wächst, aber etwas Vieberes, Tüchtiges, Verlässliches und Gediegenes, das einer guten und ehrenwerten Vergangenheit entspringt, eine Sicherheit und Würde, die auf gutem Grund steht, darauf eben auch Schiller und Hegel, Hauff und Mörike und all jene Geister gestanden sind, die die ganze deutsche Heimat befruchtet haben.

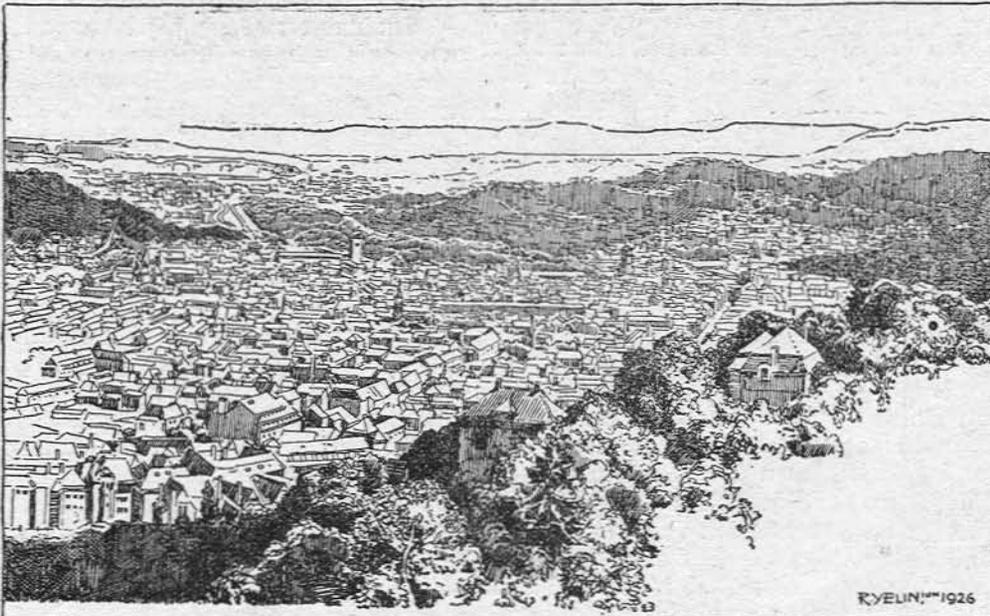
Jawohl, die Großstadt Stuttgart hat etwas Gesund-Bodenständiges und Eigenwüchsiges, trotz der heimatlosen Menschen, die als moderne Nomaden im raschen Wechselströme des Tages mit Auto und Weltreisepaß bald hier bald dort ihre Zelte aufschlugen, wieder verschwinden und in allen Großstädten der Welt, so auch in Stuttgart, ihre Gastrollen geben und so mit dazu beitragen, daß überall die eigenen Linien verwischt werden.

## Die Schwaben / Von Friedrich Theodor Vischer

Summa: Böklein schwer zu begreifen; Gutes und Schlimmes verknäult wie faum irgendwo. Ueberrascht aus seiner engen Existenz die Welt auf einmal mit einem Schiller, Schelling, Hegel. Vielleicht kann man sagen: unter dem dichten, knorpenen Schildkröten-schild ein stets geparter, obwohl viel zu sehr geparter Schatz von Talent und Kraft. Dies die mildeste Ansicht und billigste Entschuldigung. — Nur der Lebtag von der Gemütlichkeit sehr verdammenswert, erregt Ueberdruß.

Der Schwabe hat sehr wenig Beredsamkeit; seine Rede ist kurz, arm an Wendungen und Phrasen, aber anschaulich und trifft mit einem saftigen Wille den Nagel auf den Kopf . . . . Der Schwabe weiß oft mehr, als er sagt.

Ein Schwabe ist ein Gemüt, das heute von einer hohen Frau einen freundlichen Blick bekommt und morgen schon hofft, sie werde ihm in schweizerlicher Zutraulichkeit einen abgerissenen Knopf an den Rock annähen.



Stuttgart von Westen

R. Heilmann 1926

Es bleibt still. Jetzt tritt sie zu mir her, rückt mir mit bedeutender Gebärde den Kopf nahe ans Ohr und sagt: „s is e Schwob.“

In München trat ich aus meinem Gastzimmer einmal auf den Korridor. Hier steht das Mädel und fragt, was ich wolle. — „Nur den Hausknecht.“ — „Er ist da“, sagt sie, „dort auf dem andern Flügel des Korridors, und klopft Kleider aus.“ Man hört ihn klopfen. Sie ruft: „Kaver!“ Keine Antwort. Sie wartet eine Pauze im Klopfen ab und ruft dann wieder und lauter: „Kaver!“

## Pfingsttage im Egerland.

„Der Frühling naht mit Brausen!“ Jawohl, hat sich was. Vorläufig braust es nur, und zwar ganz gehörig um die Höhe des Reichsdorfer Passes. Es ist kein Föhn und erst recht keine Maiflut, die über den Erzgebirgskamm weht, sondern ein regelrechter Nordwest, der dicke Nebelballen vor sich her jagt und nichts Gutes verheißt. Vorläufig sieht das Wetter eher nach „Winterpfingsten“ aus, als nach Lenz und Baumbüte. Indes es soll besser kommen, als es zunächst den Anschein hat. Je weiter wir gen Süden hinabsteigen, umso mehr hellt sich das Wetter auf. Ganz schüchtern erst lugt die Sonne flüchtig durch die treibenden Wolken, doch bald wird sie stärker, reißt bald hier, bald da ein Loch in das Grau und kaum hundert Meter unter der Kammlinie wird der Ausblick freier. Tief unter uns liegen die waldigen Schluchten und Täler, aus deren schwarzgrünen Fichtenbeständen die Birken und Buchen und Lärchen im Schmuck ihrer zarten Blätter und Nadeln zu uns heraufschimmern. Dazwischen blitzen die Bäche aus blumenübersäten Wiesen, und fern im Süden glänzt die Eger im Licht der Vormittagsonne.

Sonntägliche Stille liegt über dem Land, durch das uns die alte Paßstraße in weiten Schleifen hinabführt ins Tal des munter dahinrauschenden Hassenbachs. Kurz, aber steil ist der Aufstieg hinauf zu dem Bergücken, dessen südlichsten Ausläufer die Ruine Hassenstein krönt. Bald erheben sich vor uns die von Buchen umschatteten Mauern und Türme der alten, stolzen Bergfeste. Just noch früh genug erreichen wir sie, um die Schau vom Bergfried allein und in aller Stille genießen zu können. In blühender Lenzespracht erstreckt sich weithin deutsches Land. Grenzland ist's, über das unser Blick dahinschweift bis zu den blauen Höhen des Duppauer und Mittelgebirges, Grenzland, um das ein stiller, erbitterter Kampf geführt wird. Kaum sichtbar sind die Häuser der nächstliegenden Dörfer, so tief sind sie eingebettet in die Obstgärten und Wiesen. Nur hier und da leuchtet eins der verwitterten Ziegeldächer in warmem rotbraunen Ton aus dem schneeigen Weiß der blühenden Bäume zu uns herauf. Weiter hinaus, nach der Eger zu, ragen einzelne Berggruppen aus dem flachen Gelände empor und zwischen ihnen grüßen uns die Türme Raadens, der alten deutschen Stadt.

Trozig und wehrhaft steigen sie zum Himmel empor diese Türme über der Eger, mögen sie den alten Bürgerbauten angehören oder die zahlreichen Kirchen der Stadt krönen. Von welcher Seite man auch kommen mag, überall geben sie dem Stadtbild das Gepräge. Sie sind die Kernpunkte, um die sich die Häuser in engem, traulichem Gewinkel scharen. Wenn auch in anderem Sinne wie einst, so sind sie doch immer noch das Wahrzeichen bodenverwurzelten Deutschtums, das in zähem Ringen gegen das von Süden anbrandende Slawentum festhält an Väterart und Väterfite. Sie ragen und wachen, die Türme von Raaden, und mahnen — auch uns.

Still und beschaulich liegen die engen Straßen und Gäßchen im Frieden des Maientages. Durch das Heiligentor mit der „Schwarzen Mutter Gottes“ schlendern wir nach dem Ringplatz mit seinen kreuzgewölbten Laubgängen und den alten Bürgerhäusern mit edel geschwungenen Barockgiebeln. Nachdenklich haftet das Auge am gotischen Rathausurm, dem „Turm ohne Dach“, der gemeinsam mit den Zwillingstürmen der Dekankirche und der im reinsten Jesuitenbarock errichteten Heiligensäule den weiten Platz beherrscht. Doch nicht nur dieses Prunkstück alten Städtebaues ist es, das uns fesselt. Gleich großen Reiz üben auf uns die traulichen Winkel und die wundervollen Durchblicke aus, die sich allenthalben bieten und den Blick fesseln. Da sind es die alten Basteien der Stadtbefestigung, deren Gemäuer und Dächer warm aufleuchten im Licht der Abendsonne, dort ist's der Bogen des Prager oder Saazer Torres, durch das einst Böhmens Könige vom „goldenen“ Prag her in ihre getreue Stadt Raaden einritten, und das die steile,

winkelige Schmiedgasse noch mehr einengt. So bieten sich immer neue Motive und fast an jeder Straßenecke harret unser eine Ueberraschung.

Leise sinken die Abendshatten, als wir durch die prächtige Kastanienallee zum Franziskaner-Kloster und zum Heiligen Berg pilgern. An alten, verwitterten Bildstöcken vorüber, durch blühende Anlagen führt uns der Weg hinauf zu den Terrassen, die ob ihrer Aussicht berühmt sind. Tief unten zu unseren Füßen ziehen die Wasser der Eger ihres Weges und blinken goldbraun im Abendlicht. Gerade gegenüber ragt der Burberg steil empor mit seinen Höfen und Dörfern, den Obstgärten und Wiesen, die grüngolden im Licht der scheidenden Sonne herübergrüßen. Unmittelbar über dem Fluß erhebt sich im Westen der steile Kegel, den die schwarze Silhouette der Schönburg bei Klösterle krönt. Und hinter ihm bauen sich die Höhen des Erzgebirges auf, aus dessen Tälern leichte Abendnebel emporsteigen und dem blauschwarzen Wall Tiefe und Relief verleihen. Nach der anderen Seite, gegen Osten, überschauen wir die Stadt, von deren Kirchen das Abendgeläute zu uns heraufschallt. Ein unsagbarer Friede und Zauber liegt über dem Bild, über das die scheidende Sonne noch einmal all ihr rotwarmes Licht strahlt.

Nacht ist's, und neugierig lugt der Mond über die Dächer und um die Ecken, als wir an der alten Stadtburg, dem „Haus ohne Grund“, vorübereschlendern und zur Eger hinabsteigen. Rastlos rinnen ihre Wellen dahin, blitzen silbern auf und rauhen und murmeln von deutschem Land und deutschem Leid. Sie singen von deutschen Städten: von Eger, dessen Staufenburg sich in ihnen spiegelt, und von Elbogen, der alten Stadtburg, die sie in enger Schleife umfließen. Lang stehen wir hier an die Brüstung gelehnt, lauschen den Silberwellen des Flusses und geben uns dem Zauber und Frieden der Maiennacht hin. — Doch plötzlich zerreißen die grellen Töne des Clairons die Stille und bringen uns zu Bewußtsein, daß fremdes Risiko in der Stadtburg, dem einstigen Symbol deutscher Bürgerfreiheit, liegt und sie zu einem Zwinguri in diesem Grenzland macht. Mit einem ist der Friede zerrissen und die hellen Klänge mahnen uns, daß er nur Trug ist, daß sich unter der stillen, trügerischen Oberfläche ein harter und zäher Kampf zwischen Deutschtum und Tschechentum abspielt.

Ein anderer Gang führt uns an der stattlichen deutschen Volksschule und der höheren Landwirtschaftlichen Schule vorüber, hinaus zum stillen Friedhof. Golden liegen die Strahlen der Maiensonne auf den Gräberreihen, wo die stummen Schläfer ruhen von des Alltags Mühe und Sorge. Ein Friedhof wie tausend andere auch? Nein! An der nördlichen Begrenzungsmauer steht eine Reihe schlichter und einfacher Kreuze, eines wie das andere, und mitten über ihnen lesen wir die Worte: „Ehrengräber der Märzgefallenen“. Am 4. März 1919 war es, als die Deutschen in Böhmen und Mähren gegen ihre Unterdrückung, gegen die Verfassung des Selbstbestimmungsrechtes demonstrierten, von dem in den letzten Kriegsjahren soviel die Rede war. Am 4. März 1919, an dem Tag, an dem in Wien die Deutschösterreichische Nationalversammlung zusammentrat, schossen tschechische Legionäre in Raaden, in Karlsbad, in Eger, in Mies und in anderen deutschen Städten auf friedliche Deutsche, die letzten Endes kein anderes Verbrechen begangen hatten, als den tönenden Worten des „Völkerbeglückers“ Wilson zu glauben. 54 Tote, darunter 15 Frauen und 17 Kinder, hatte an jenem Tage das Deutschtum in der „höheren Schweiz“ der Herren Masaryk, Benesch und Kramarsch zu beklagen, und davon die deutsche Stadt Raaden allein 24. Still ruhen sie dort, sie haben ausgelitten und starben für den großdeutschen Gedanken. Uns aber sind sie Blutzengen! Uns rufen sie die Worte Schenkendorfs zu:

Wenn alle untreu werden, so bleiben wir doch treu,  
Daß immer noch auf Erden für euch ein Fähnlein sei!  
Wir wollen das Wort nicht brechen, nicht Buben werden gleich,  
Woll'n predigen und sprechen vom heil'gen deutschen Reich!

W. L.